

Interview mit Frau Prof. Dr. Doris Knab



- 1928 Doris Knab wird am 9. Juli in Stuttgart geboren. Sie besucht die Schule in Stuttgart, Leipzig, München und Tuttlingen. Abitur im Jahr 1948.
- 1948 Beginn des Studiums der Fächer Deutsch, Geschichte, Französisch und Pädagogik an den Universitäten Tübingen und München.
- 1955 Erste Staatsprüfung für das Lehramt an höheren Schulen an der Universität Tübingen. 1957 folgt das zweite Staatsexamen.
- 1955 Beginn der nebenamtlichen (ab 1959 hauptamtlichen) Tätigkeit als wissenschaftliche Referentin für den Deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen in Bonn.
- 1956 Beginn ihrer Tätigkeit als Lehrerin an Mädchen- und Jungengymnasien im Schuldienst des Landes Baden-Württemberg.
- 1960 Promotion zum Dr. phil. an der Universität München.
- 1964 Beginn der Tätigkeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin.

- 1971 Direktorin der Abteilung III (Theorie und Praxis) am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Münster.
- 1982 Professorin für Schulpädagogik an der Universität Tübingen.
- 1985 Dekanin der Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaften.
- 1986 Mitglied in der Senats-Kommission zur Förderung von Wissenschaftlerinnen und Studentinnen (bis 1994).
- 1989 Erste Frauenbeauftragte der Universität Tübingen (bis 1994).
- 1989 Landessprecherin der Frauenbeauftragten an den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Baden-Württemberg (bis 1992).
- 1991 Sprecherin der Bundeskonferenz der Frauenbeauftragten (bis 1992).
- 1994 Verleihung der Silbernen Universitätsmedaille durch den damaligen Präsidenten der Universität Tübingen, Dr. h.c. Adolf Theis.
- 1997 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse.
- 2000 Verleihung der Ehrendoktorwürde der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg.

Das Interview wurde am 30. Januar 2004 von Eva Bronner geführt.

1. Schulzeit und Kriegserfahrungen

Wir wurden in München ausgebombt, und meine Mutter und ich wurden dann von einer verwitweten Schwester meines Vaters in Tuttlingen aufgenommen. Mein Vater musste in München bleiben, er war während des Kriegs für die Reichsbahn ständig unterwegs, um deren Fernmeldeverbindungen in Gang zu halten beziehungsweise immer neu zu reparieren. Deswegen war er auch nicht im Feld. Er war an der so genannten Heimatfront pausenlos unterwegs. Ich habe ihn da nur selten gesehen und habe da immer nur diesen Satz im Ohr: „Kind, pass auf deine Mutter auf“, und weg war er.

Ich habe deswegen in Tuttlingen Abitur gemacht, weil meine Eltern gleich nach dem Krieg in München gar keine Wohnung hatten, nur ein 13 qm großes Zimmer, in dem auch gekocht werden musste. Wenn ich da zu Besuch gekommen bin, dann musste man den Tisch, der in der Mitte stand, zerlegen, so dass ich auf dem Fußboden schlafen konnte. Meine Eltern haben dann aber im Lauf der Zeit in

München wenigstens eine kleine Wohnung bekommen, und ich bin eben deswegen, weil ich auch mit dem Tuttlinger Abitur sofort eine Zulassung zum Studium bekommen habe, in Tübingen geblieben. Das war das einfachste, in Tübingen anzufangen. In der zerbombten Münchner Universität hätte ich auch erst ein Semester Trümmer beseitigen und solche Dinge machen müssen, während man in dem damaligen Württemberg-Hohenzollern, das war ja die französisch besetzte Zone, mit einem bestimmten Abiturdurchschnitt sofort studieren durfte. Den hatte ich gottlob. Aber ich bin deswegen dann im Studium zwischen den Universitäten Tübingen und München gependelt.

Wir haben uns sehr häufig, wenn nachts Fliegerangriffe waren, natürlich morgens in der Schule eingefunden, aber dann sind wir verteilt worden zu irgendwelchen Hilfsdiensten: Lebensmittel ausgeben oder Fenster flicken, auch Dächer habe ich gedeckt, und deswegen bin ich mir nie darüber klar geworden, was mich an der Schule hätte stören können. Und in Tuttlingen, wo es nur ein Gymnasium gab, war das notgedrungen koedukativ, und gegen Kriegsende konnte und sollte man nicht mehr zum Mädchengymnasium nach Rottweil fahren. Fahrschülerin zu werden, das kam nicht in Frage, weil die Züge dazu schon zu unregelmäßig verkehrt haben und außerdem ja auch beschossen wurden.

Erst als ich in dieser notgedrungen koedukativen Schule war, ist mir aufgegangen, dass mich das genervt hat, dass das in München Mädchen waren von einer Gängigkeit, wie sie sich in der Pubertät einstellt und in einer reinen Mädchenschule mindestens damals viel stärker zum Ausdruck gekommen ist als heute. Aber man sieht das doch nur bei den anderen. Ich war wahrscheinlich nur anders gängig. Worüber ich auch nur den Kopf schütteln konnte, als ich da vor dem Abitur war und mir das schon lange klar war mit dem Studium, war als eine angeheiratete Tante zu mir sagte: „Ja, du musst dir über eines klar sein, du kannst studieren oder heiraten, beides geht nicht.“ Sie hatte so richtig den Weg der höheren Tochter gemacht und hatte geheiratet, und ihr wäre es nie in den Sinn gekommen zu studieren oder überhaupt auch nur berufstätig zu sein, das hatte sie ja doch nicht nötig. Das habe ich mir alles aber erst viel später klar gemacht. Ich habe damals nur den Kopf geschüttelt. Dabei habe ich mir übers Heiraten noch keine Gedanken gemacht, nur dass das eine Alternative sein sollte, das war jenseits meiner Vorstellungswelt.

Meine Eltern haben das genauso gesehen. Für meine Eltern war es selbstverständlich, dass ich ganz ohne ihre gütige Mitwirkung in der Schule gut bin.

Und es wurde auch keinerlei Druck ausgeübt. Mein Vater sagte: „Meine Tochter hat doch keine Schwierigkeiten in der Schule.“ Genauso fern ist mir damals aber auch irgendeine Art von Berufskalkül gelegen. Es musste also irgendwie weitergehen, und wie das Studium zu finanzieren war, das stand überhaupt in den Sternen. Und das ist dann ziemlich abenteuerlich gegangen.

Damals war ja im allgemeinen Elend die Schule was ganz Herrliches. Die Schule hat einem die Welt eröffnet. Außerdem hatten wir in Tuttlingen zum Teil ganz hervorragende Lehrer, die im Dritten Reich dahin strafversetzt worden waren und die dann nach und nach aus dem Krieg zurückgekommen sind. Feste Lehrpläne, die gab es ja auch erst im Lauf der Zeit, und Schulbücher waren auch nicht vorhanden, das heißt Schule wurde gehalten aus den Bücherschränken der Lehrer und der Verwandten und Freunde der Lehrer, und das war einfach aufregend. Da hat man Bücher lesen können, von denen man vorher nie gehört hatte. Und auch in Frieden in die Schule gehen zu können, es fallen keine Bomben mehr, man muss nachts nicht raus. Dass man gefroren hat, dass man Hunger hatte das war... Na gut, wir waren jung und vergnügt und wir haben Theater gespielt und Lesezirkel gegründet und gesungen im Chor und musiziert und, und, und. Unsere Nachmittage und Abende waren ausgefüllt noch und nöcher.

Die Freundschaften, die damals geknüpft worden sind, das waren Freundschaften unter solchen, die es an diese vom Krieg verschonten Orte verschlagen hat. Die halten bis zum heutigen Tag. Da kamen dann eben Flüchtlinge aus Schlesien zu ihren dort lebenden Verwandten. Mitten im Winter kam da ein Geschwisterpaar aus Breslau, deren Mutter und Großmutter in Breslau drin waren und die Besetzung durch Polen und Russen miterleben mussten und erst viel später rausgekommen sind. Und wir haben uns natürlich zusammengetan. Erstens waren wir die, die nichts hatten, und zweitens waren wir die, die man auch auslachen konnte, denn wenn wir eine Sirene gehört haben, da sind wir gerannt, in den nächsten Keller. Und das konnten diese Tuttlinger überhaupt nicht verstehen, denn da war nie eine Bombe gefallen.

Mit den Flüchtlingen haben wir das bisschen, was wir hatten, eben ausgetauscht. Ein Teller gegen ein Messer. Wir hatten einen Erfahrungshintergrund, vor dem wir uns verständigen konnten, und für die anderen waren wir ja unerwünschte Zuzügler, die Raum und Nahrung beansprucht haben, was beides knapp und knapper wurde. Das hat sich in der Schule ausgeglichen, da hat sich das

nicht so sehr gezeigt. Aber die engsten Freundschaften, die sind so entstanden. Allerdings sind wir, sobald unsere Eltern dann anderswo wieder etwas gefunden haben, auch wieder auseinandergerissen worden.

Ich hatte eine sehr enge Freundin, die war mir um zwei Semester voraus. Die hatte ich schon als Abiturientin kennen gelernt und habe sie dann in Tübingen wieder getroffen, und das war sehr wichtig für mich. Wir hatten zwar nur Französisch als gemeinsames Fach, sonst hat sie andere Fächer studiert, aber sie konnte mir behilflich sein, auch einfach im Studium, wie studieren geht. Sie war auf doppelte Weise wichtig. Ich habe sie kennen gelernt gleich nach meinem Abitur im Sommer 1948 beim allerersten deutsch-französischen Abiturientinnen- und Studentinnentreffen, das es überhaupt gegeben hat. Daraus hat sich im übrigen eine Verbindung nach Frankreich ergeben, die auch bis heute andauert.

Es hat an einer sehr interessanten katholischen Pariser Privatschule, Saint-Marie de Neuilly, eine Deutschlehrerin gegeben, Mademoiselle Rennand, die wegen ihrer Verdienste um deutsch - französische Begegnungen gerade der Jugend in späten Jahren das Bundesverdienstkreuz bekommen hat. Diese Mademoiselle Rennand hat gegen alle Widerstände der Besatzungsmacht, die gesagt hat, dass das doch viel zu gefährlich und viel zu schwierig sei mit den Quartieren, mit der Ernährung und so, durchgesetzt, dass sie mit Absolventinnen dieses Collèges eine Deutschlandfahrt machen durfte. Die sind dann also nach Freiburg gekommen. Sie sind, glaube ich, sogar bis nach Köln gelangt. Sie waren aber auch für ein paar Tage im Sonnenhaus im Umfeld des Klosters Beuron, und einer der Beuroner Patres, hat die Gruppe dort betreut. Über Beuron sind auch deutsche Studentinnen und Abiturientinnen dorthin eingeladen worden, um Begegnungen möglich zu machen.

Weil mein ehemaliger Klassenlehrer Felix Messerschmid Verbindungen auch nach Beuron hatte, haben die Beuroner ihn gefragt, ob er nicht mit ein paar Abiturientinnen, das war nun wirklich eine Frauensache, Lust habe, zu kommen. Er selber hat dort auch einen kleinen Vortrag gehalten und hat mich mitgenommen nach Beuron. Ich war die einzige, die greifbar war, in unserer Klasse gab es zwar ein paar Abiturientinnen, aber ich war, glaube ich, die einzig greifbare, die katholisch war und das war für dieses Umfeld und diese aus einem katholischen Collège kommenden Mädchen wohl ganz angebracht. So war ich also dort, nur einen Tag. Aber das war ein ganz reicher, ungeheuer aufregender Tag mit vielen Gesprächen.

2. Immatrikulation zum Studium

Dass studieren dürfen ein Privileg ist, das war nicht nur mir wirklich bewusst. Ich glaube, da hat es nur ganz wenige gegeben, also aus Familien, wo man schon seit Generationen studiert hat, die sich dessen nicht als Privileg bewusst waren. Für uns war das erstens überhaupt und zweitens nach dem Krieg und in diesem ganzen gesellschaftlichen und politischen Umbruch wirklich eine Verpflichtung. Ich war damals unfähig zu verstehen, dass jemand nicht weiß, was er studieren will. Man studiert das, was einen interessiert. Und dass man nicht mit ausgeprägten Interessen aus der Schulzeit hinausgeht, das konnte ich mir schon gar nicht vorstellen. Was natürlich damit zusammenhängt, dass für uns die letzten Gymnasialjahre just nach Kriegsende ungeheuer wichtig und ungeheuer lohnend waren.

Im Wintersemester 1948/49 habe ich angefangen zu studieren. Die Bescheinigung davon hat sich erhalten und das Portrait des Rektors Erbe, der Jurist war, hängt im heutigen Großen Senat in der Neuen Aula. Die Immatrikulation hat sich im Festsaal abgespielt. Da wurden alle Neuimmatrikulierten zusammengerufen und der Rektor stand im Talar am Fuß der Dozententribüne, flankiert von den Pedellen. Der Rektor trug also Talar, Amtskette, weiße Handschuhe und wir traten in Zweierreihen vor und dann einzeln und haben dem Rektor in die Hand gelobt, „den akademischen Gesetzen Gehorsam zu leisten“, und dabei wurden die weißen Handschuhe immer grauer. Der Gelöbnisakt damals war mir ernst und wichtig.

Was ich nicht mehr weiß, ist, ob damals dem Rektor, was bei großen Anlässen durchaus der Fall sein konnte, dieses berühmte Katharinenzepter der Universität Tübingen von einem Pedellen voran getragen wurde. Dieses Zepter wandert ja von Ausstellung zu Ausstellung, wenn es nicht im Tresor ruht. Aber wenn ich Jahrzehnte später, als ich Frauenbeauftragte war, dem damaligen Präsidenten Theis ein wenig auf die Nerven gehen wollte, dann habe ich gesagt, ich verlange nächstens, dass bei bestimmten Anlässen der Frauenbeauftragten das Katharinenzepter voran getragen werde. Denn es dürfe ja nicht in Vergessenheit geraten, dass just diese Katharina, also eine Frau, die Patronin der Studierenden und der Universitäten sei. Die habe ja den versammelten Gelehrten zu Alexandria ins Angesicht widerstanden, und nur weil man sie argumentativ nicht habe überwältigen können, habe sie das Martyrium erleiden müssen. Diese Überlieferung ist natürlich weithin Legende. Aber interessant ist, dass sie gerade in der Gründungsphase der

mittelalterlichen Universitäten, bei denen eine Art studentischer Initiativen eine Rolle gespielt hat, so wirksam war. Der Präsident hat bei dieser Erinnerung natürlich nur geschmunzelt. Außerdem kann man sich Frauen ja auch vom Leib halten, indem man sie heiligt.

3. Fächerwahl und persönlicher Werdegang

Ich habe einerseits das studiert, was mich interessiert hat, und andererseits konnte man sich damals, wenn man nicht bemittelt war, für eine Frau überhaupt nichts anderes vorstellen als Lehrerin, allenfalls Ärztin, aber da hätten die Eltern schon etwas mehr Hintergrund bieten müssen fürs Studium, denn als ich anfang 1948, da waren die Stipendien noch nicht wieder erfunden. Ich habe also Deutsch, Geschichte und Französisch aufs Lehramt studiert – man brauchte damals ein Hauptfach und zwei Nebenfächer. Französisch sage ich immer ganz leise, das war eben das Fach, das so mitgelaufen ist. Ebenso die Pädagogik, damals ein genauso beschämend niedriger Anteil wie noch heute für die Lehramtsstudenten. Das Interesse dafür und das Ausweiten von Pädagogik, das ist dann erst im Lauf der Zeit gekommen, und eigentlich erst mit allen Kräften, als ich schon Lehrerin war und dann beurlaubt wurde zu dem deutschen Ausschuss für das Erziehungs- und Bildungswesen. Das war der Vorläufer, der heute meistens vergessene Vorläufer des Deutschen Bildungsrats, das erste, von Bund und Ländern gemeinsam berufene Gremium, das Reformprogramme für das Bildungswesen ausarbeiten sollte. Da habe ich zuerst neben der Schule her protokolliert. Als die die Stelle einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin oder eines Mitarbeiters endlich bewilligt bekamen, das war noch nicht so wie heute, solche Gremienarbeiten mit großen Apparaten, da hatten sie sich so an mich gewöhnt, dass sie sich überhaupt nichts anderes vorstellen konnten als dass ich das mache. Und dann bin ich aus dem Schuldienst beurlaubt worden, und das war dann, nachdem ich schon vorher da etwas mehr gemacht hatte, wirklich so was wie ein Crash-Aufbaustudium in Pädagogik. Ich musste einfach, schon um diese Beratungen vorbereiten und hinterher auswerten zu können, soviel arbeiten, und diese Debatten, an denen auch Pädagogen wie z.B. Erich Weniger teilgenommen haben, die waren so interessant, dass mich das in die Pädagogik hineinkatapultiert hat. Also wurde die dann ein wenig zum Hauptberuf.

Als ich dann Referendarin war, war es ähnlich wie heute, dass man nur mit einem bestimmten Notenschnitt in den Schuldienst übernommen wurde und auch nur immer eine bestimmte Zahl eine Stelle kriegen konnte. Wenn man dann drin war, musste man sich verpflichten, auf jeden Fall eine bestimmte Zahl von Jahren zu bleiben, damit für den Staat die Kosten der Referendarausbildung wieder reingekommen sind. Ich weiß nicht mehr genau, wie die Bedingungen waren, das wechselt ja auch immer wieder. Auch ich bin lange genug im Schuldienst geblieben. Ich bin immer wieder ohne Bezüge beurlaubt worden zu diesem Ausschuss und erst später ganz ausgestiegen. Ich kann also noch heute die Leute damit erheitern, dass ich nicht nur Professorin bin, sondern auch Oberstudienrätin a.D. Da kriege ich zwar kein Ruhegehalt, aber ich habe als Oberstudienrätin den Schuldienst verlassen. Ich habe erstes Staatsexamen 1955 gemacht und war Assessorin 1957. Aber weil ich in den Schuldienst gegangen bin, habe ich kaum noch Kontakt mit meinem Doktorvater gehabt. Ich habe dann über Jahre fast ohne Kontakt gearbeitet. Also nur immer wieder mal ein Brief, dass man noch dran ist. Und seine Frau hat nicht daran geglaubt, dass das noch was wird nach der langen Zeit. Ich habe später erfahren, dass die mich schon aus der Doktorandenliste gestrichen hatte, so dass quasi das Feld, in dem ich gearbeitet habe, frei war. Es war ein glücklicher Zufall, dass nicht jemand anderes mein Thema aufgegriffen hat. Gut, dass ich das nicht erfahren habe, sonst wäre das Durchhalten für mich vielleicht noch schwieriger gewesen.

Ich war aber fasziniert von meinem Thema. Ich wollte da was rauskriegen, worauf noch keiner verfallen war. Ja, es ist lustig; als ich in einem ganz anderen Fach war als Professorin, da kam raus, dass meine Dissertation noch immer bei Germanisten in bestimmten Seminaren zur Pflichtlektüre gehört. Da hat offenbar keiner mehr so recht weitergemacht später, denn das Normale ist doch, dass man ganz schnell überholt wird.

4. Finanzierung des Studiums

Mein Vater hat mir am Anfang des Studiums gesagt, ich kann dir 50 Mark für das Studium geben, und wenn du es damit nicht schaffst, dann muss irgendetwas anders sein. Damals konnte man noch äußerst billig leben, und weil alle vom Krieg her nichts mehr hatten und alle schlecht gekleidet waren und man ja am Anfang zum Teil

noch Lebensmittelmarken hatte, ist es überhaupt nicht aufgefallen, wenn man kein Geld hatte. Alle waren irgendwie graue Mäuse, und alle haben sich irgendwie durchgeschlagen, alle waren aber vergnügt und lebenshungrig und zukunfts zugewandt. Ich habe eben in den Semesterferien gearbeitet. Weil in meiner Klasse in Tuttlingen eine Tochter des Fabrikbesitzers Rieker gewesen war, konnte ich dort im Büro arbeiten. Dann habe ich später mal angefangen mitzuarbeiten bei einer schließlich nicht zustande gekommenen Neubearbeitung eines deutschen Messbuches. Das waren ja damals die allerallerersten Anfänge der Liturgie-Reform in der katholischen Kirche, die darauf zielte, dass das Volk doch verstehen sollte, was im Gottesdienst passiert. Es sollte ein deutschsprachiges Messformular geben, da waren schon zwei in Konkurrenz zueinander vorhanden. Das eine hieß Schott, das andere hieß Bomm. Die sollten dann aber zusammengeführt werden. In diesem Umfeld war auch mein früherer Klassenlehrer mit tätig und hat mir da ein bisschen Verdienstmöglichkeiten besorgt.

Ab den mittleren Semestern konnten erstens meine Eltern mir etwas mehr geben, und dann habe ich von verschiedenen Verwandten – also gestückelt in kleinen Beträgen – zinslose Darlehen bekommen monatlich. Das war so das erste was ich, als ich dann im Beruf war, wieder abgestottert habe. Nur dass einen damals solche Schulden überhaupt nicht geschreckt haben, weil man wusste, es kann nur besser werden, und wenn man sich anstrengt, dann findet man irgendwie einen Zugang. Aber 1955 beim Staatsexamen, da hatte ich schon den Eindruck, es ist höchste Zeit, dass ich jetzt fertig werde. Die Verhältnisse hatten sich normalisiert, und die Unterschiede zwischen Studenten und Studentinnen, die von zu Hause genügend Zuschüsse bekommen konnten, und den anderen, die wurden immer deutlicher. Zumal bei sehr knappen Stipendienmöglichkeiten oder wenigstens der Hörgelderstattung, denn damals haben wir noch Gebühren bezahlt. Und auch der Unterschied zwischen gut und schlecht Gekleideten oder solchen, die mitkonnten zu Exkursionen und anderen, für die Exkursionen schlichtweg zu teuer waren, dieser Unterschied wurde immer deutlicher.

5. Quartiersuche

Aber der Studienanfang, der war völlig chaotisch, schon die Quartiersuche. Es hat damals kaum Studentenzimmer gegeben, und wenn man kein Geld hatte, dann war

es doppelt schwierig, was zu bekommen. Wir sind da zunächst einfach von Haus zu Haus gegangen und haben gefragt, und dann hat es sich durch Zufall ergeben, dass ich einziehen konnte bei einem Arzt, geschieden, allein lebend, den meine Mutter aus ihrer Kinderzeit kannte. Eine Nichte, die Zahnmedizin studiert hat, die hat er in einem Dachzimmer in der Karlsstraße aufgenommen. Es ist, glaube ich, das Haus, in dem jetzt die Volksbank ist. Und in diesem Zimmer hatte ein zweites Bett Platz. Die andere Studentin hat sich bereit erklärt, mich da mit wohnen zu lassen, und die Miete war dann gleich null unter der Bedingung, dass wir diesem Arzt den Haushalt geführt haben. Das war aber schwierig und sehr kompliziert, wir hatten keinen Hausschlüssel, und es war ein ziemlich abenteuerliches Wohnen, auch nicht richtig beheizt. Und im nächsten Semester bin ich mit dieser Zahnmedizinerin weggezogen. Wir haben dann miteinander immer weiter gesucht und haben für einen Sommer, miteinander ganz billig ein Zimmer in Derendingen gehabt, wo aber die Vermieterin immer durch unser Zimmer durch musste in ihr Schlafzimmer. Und die hatte da dann auch manchmal Besuch und das war alles etwas schwierig. Aber im dann folgenden Winter hatten wir miteinander ein Zimmer in der Unterstadt irgendwo in der Ammergasse, wo ich dann auch mal, als ich einen anderen Mantel anziehen wollte, einen Schlüssel in der Manteltasche gefunden habe, aus dem hervorging, dass, wenn ich nicht da war, die Tochter der Vermieterin meinen Mantel getragen hat.

Nach diesen ersten drei Semestern bin ich für zwei Semester nach München gegangen. Danach hat die Freundin, die ich in Beuron kennen gelernt hatte, erreichen können, dass ich nun mit einer Volkswirtin zusammenziehe. Meine Freundin selbst hatte in dem Haus unterm Dach ein Zimmer, ein sehr begehrtes Zimmer mit einer wunderbaren Aussicht über den Neckar hin. Die Volkswirtin und ich konnten im ersten Stock zusammen ein Zimmer haben. Sie war aber, weil sie in Stuttgart wohnte, bei Ihrem Vater im eigenen Haus, gar nicht jeden Tag in Tübingen. Mindestens ist sie übers Wochenende immer weggefahren, was ich nicht konnte. Da hat sich dann die studentische Existenz doch verbürgerlicht, wenigstens was die äußeren Verhältnisse anging. Aber das war natürlich selbstverständlich immer noch ein Zimmer ohne fließendes Wasser mit so einem Waschtisch. Das gebrauchte Wasser wurde hinausgetragen, die Toilette war ein Stockwerk tiefer. Das war für Studierende, die nicht viel Geld hatten, völlig selbstverständlich. Ich habe dann erst dieses untere Zimmer alleine bekommen, weil diese Volkswirtin nicht nur an Jahren sehr viel älter war, sondern auch an Semestern und lange vor mir fertig war. Und als

dann meine Freundin ihr Examen hatte, konnte ich das heiß begehrte Zimmer mit Aussicht haben. Da war es zwar zum Wasserholen noch viel weiter, aber das war ganz unterm Dach wie eine eigene kleine Wohnung mit einem kleinen Abstellraum, der als Waschraum gedient hat. Das war - das ging aus den Schubladen des kleinen Schreibsekretärs, der da drinstand, hervor - seit 1882 Studentenbude gewesen. Die Daten wurden immer auf die Seitenwände der Schubladen geschrieben. Da haben wir uns dann auch verewigt. Und es gibt von diesem Zimmer auch noch Aufnahmen, und zwar aus der Zeit, als ich dann wieder für ein Jahr nach München gegangen bin. Da konnte ich es an gute Freunde vorübergehend weitergeben und konnte dann, als ich zum Examen zurückkam, wieder einziehen und habe da auch als Referendarin noch gewohnt. Vermutlich war meine Freundin die erste Frau dort, aber das kann ich nicht beschwören.

Was das Essen angeht, mussten wir uns überlegen, ob wir uns ein Mensaessen im Schlatterhaus oder in der Münzgasse in dem berühmten so genannten „Heiligen Löffel“, den es eine Zeit lang von der katholischen Studentengemeinde aus gab, leisten konnten. Das war das allerbilligste. Und wenn man sich das allerbilligste Stammessen im Hospiz, wo man damals noch essen konnte, leisten konnte, das war dann ein Festessen. Das war dann schon eher in der Referendarzeit, da konnte man sich das leisten. Und dann war da eben die Erfahrung des Sich - Versorgens. Ich habe mich fast immer im Stadtzentrum bewegt; das Einkaufen fand auf dem Markt oder in einem Kolonialwarengeschäft statt, das es auch längst nicht mehr gibt. Aber eine späte Nachfahrin der Geschäftsinhaber hat dann, als ich hier Professorin war, in Pädagogik promoviert. Der damals schon alte Besitzer hatte meine Mutter noch gekannt. Da haben wir dann diese minimalen Mengen, die wir gebraucht haben, eingekauft.

6. Freundschaften und Unterstützung

Tübingen als Stadt war für mich erstens interessant als die Geburtsstadt meiner Mutter, obwohl meine Mutter als ganz junges Mädchen mit der Auflösung des elterlichen Haushalts nach dem Tod beider Eltern schon weggezogen war. Aus Erzählungen war mir sehr vieles vertraut, und das konnte ich jetzt wiedersehen. Ich bin auch immer wieder zu einer noch lebenden Schulkameradin meiner Mutter zum Essen eingeladen worden und habe außerdem von meiner Großmutter, die ich nie

gekannt habe, profitiert. Die ist 1908 schon gestorben, aber ein Dienstmädchen das sie damals hatte, hat in hohem Alter hier in Tübingen noch gelebt. Und die hat mich in regelmäßigen Abständen zum Essen eingeladen und hat meine Wäsche gewaschen, und ich habe dann erfahren, warum sie das getan hat. Sie hat, während sie bei meiner Großmutter im Dienst war, ein so genanntes lediges Kind bekommen, und da ist man damals immer sofort entlassen worden. Aber meine Großmutter hat sie behalten, und das hat sie nie vergessen. Das hat sie dieser späten Enkelin, die da Studentin in Tübingen war, vergolten. Das waren also so Verbindungen einerseits zum Tübinger Bürgertum und dann auch eben zu diesem Kleinbürgertum. Oder, das ist ja auch etwas völlig Verrücktes, in dieser Zeit, in der wir da in Derendingen gewohnt haben, da war ein paar Häuser weiter in der Straße ein Bäcker, und die haben auch herausgekriegt, dass ich die Enkelin von Franziska Bachner bin. Als sie noch lebte, war das halbe Dorf Derendingen bei meinem Großvater in Lohn und Brot, und meine Großmutter hat immer sehr stark sozial gewirkt. So durfte ich in Zeiten, in denen das eine ungeheure Kostbarkeit war, mir aus deren Backstube eimerweise heißes Wasser holen, um z.B. kleine Wäsche zu waschen. Aber eine wirkliche Verbindung zum Tübinger Bürgertum oder zu Professorenfamilien, was ja beides denkbar gewesen wäre, hat es mindestens für mich nicht gegeben. Da war ich dann wiederum zu wenig vernetzt.

7. Studentengemeinde und Chor

Für uns war die kirchliche Studentengemeinde sehr wichtig. Zu der habe ich Zugang gefunden durch die Freundin, die ich in Beuron kennen gelernt habe. Die katholische Studentengemeinde hatte während des Krieges einen sehr bedeutenden Studentenpfarrer, den späteren Prälaten Hanssler, der noch in mittlerweile ganz hohem Alter in Stuttgart lebt. Dessen Nachfolger war Alfons Auer, und der war für uns, auch für viele Studenten, eine ganz wichtige Figur. Als er hier war, wurde er der erste Direktor der katholischen Akademie Hohenheim, und später hatte er dann einen Lehrstuhl in Würzburg, und zwar für Moralthologie, wie das damals noch hieß. Man hat es in Tübingen in Theologische Ethik umbenannt, was wichtig ist, und er ist dann auf diesen Lehrstuhl für Theologische Ethik in Tübingen zurückgekommen und hat da auch theologisch sehr gewirkt. Der hat es verstanden, diese Studentengemeinde wirklich zu einer Heimat zu machen für uns. Da gab es die

unterschiedlichsten Arbeitskreise. Ich war da zum Beispiel in einem Philosophieworkshop über längere Zeit. Da gab es gemeinsame Ausflüge, da gab es abendliche Treffen, da gab es Feste, da gab es Diskussionen. In der Hügellei, wo jetzt der Karmel ist, in der Neckarhalde in der früheren Villa Hügel, die der Kirche geschenkt worden ist, war das Studentenpfarramt mit Wohnung des Studentenpfarrers. Da ist auch eine kleine Kapelle, die auch die Karmelitinnen heute benutzen. Und die Pflughofkapelle, die jetzt wieder den Musikwissenschaftlern gehört, die ist am Anfang meiner Studentenzeit hergerichtet worden und wieder geweiht worden als Kapelle der katholischen Studentengemeinde. Da hatten wir wunderschöne Gottesdienste. Das war ein zentral gelegener Treffpunkt, denn damals gab es noch keine Universitätsgebäude "auf dem Berg", auch Kliniken und Naturwissenschaften waren "im Tal" und um die Wilhelmstraße. Diese Mischung von sich miteinander an aktuellen Problemen abarbeiten, miteinander feiern, miteinander wandern, miteinander Gottesdienste halten, die auch miteinander vorbereitet wurden, nicht einfach was vorgesetzt kriegen, das war etwas ganz Wichtiges. Da war auch eine völlig selbstverständliche Gleichberechtigung von Studenten und Studentinnen. Das war wichtig für uns als Angebot, auch um das, was wir im Studium erfahren haben, über die Fächer hinausgreifend fruchtbar zu machen, auch zu reflektieren, was da los war.

Wie wichtig das für uns alle war, können Sie daran ermessen, dass wir uns bis vor wenigen Jahren, bis zu einer sehr schweren Erkrankung von Alfons Auer, jedes Jahr immer noch getroffen haben, und nicht in der Form von Klassentreffen, sondern immer mit einem Thema. Natürlich mit Geselligkeit drum herum und mit Ausflügen. Aus dieser Studentengemeinde ist auch der Leiter des Landesarchivs in Stuttgart hervorgegangen. Natürlich hat der uns toll geführt. Da gab es gute Historiker und Kunsthistoriker die, wo immer wir uns getroffen haben, uns was bieten konnten. Da gab es auch hochinteressante Ärzte. Wir sind sogar noch Anfang der 90er Jahre miteinander nach Santiago di Compostela gewallfahrt. Teils mit Flugzeug, teils mit Bus, manche Strecken auch zu Fuß, soweit wir konnten, immer unter der Überschrift, wir müssen das noch machen, so lange wir es noch können.

Dann gab es noch so Grüppchen, die sich im Fach gebildet hatten, mit denen man sich traf. Wir hatten einen kleinen Chor, also ein Minichörle, da haben wir in meinem Dachstübchen gesungen. Wir waren nur sechs oder sieben Leute, aber unsere Zimmerwirtin hat sich immer wieder hingestellt im Treppenhaus, um uns zu

hören, und auch, wie sie uns gesagt hat, um uns lachen zu hören. Das habe ihr immer so gut getan.

Das waren also die Gruppierungen, in denen man sich bewegt hat. So was wie Kaffeetrinken gehen hätten wir ja nicht bezahlen können. Der Kaffee war damals viel teurer als heute.

Eine andere wichtige Tübinger Wahrnehmung war die Samstag-Abend-Motette in der Stiftskirche. Das war ein musikalischer Wochenabschluss. Aber was man sich sehr selten erlauben konnte, das war Kino oder gar Theater im Museum, das waren schon Ausnahmen. Und dann eben die Spaziergänge, zum Beispiel auch dann mit Seminargruppen. Der Seminarabschluss war meistens in Schwärzloch, vor allem im Sommer. Da ist man gemeinsam hingewandert.

8. Strategien des Studiums – Studienalltag

Mein Doktorvater, bei dem ich schon hier in Tübingen ein Staatsexamen hatte machen wollen, ist nach München berufen worden und wollte mich als Hilfskraft gern mitnehmen, weil er wusste, dass ich in München eine Bleibe habe und mich auch an der Uni schon auskenne. Ich habe dann auch bei ihm in München promoviert, aber erst sehr viel später. Ich war damals schon gemeldet zum Staatsexamen hier in Tübingen und habe das dann um ein Jahr verschoben und war also ein Jahr noch Hilfskraft in München. Dann habe ich schleunigst – weil ich auch verdienen musste, in den Beruf kommen musste – in Tübingen Staatsexamen gemacht und bin in Tübingen ins Referendariat gegangen.

Damals ist man guten Professoren nachgereist. Man hat erfahren, ach in dem Fach ist doch dort der und der, und da sollte man doch hin. Das eigentliche Auslandsstudium war noch so gut wie unmöglich. Aber dass man im Maß des Möglichen innerhalb der Bundesrepublik die Uni wechselt, das hat sich am Rande verstanden. Die, die das nicht getan haben, auf die hat man schon ein bisschen runtergesehen, oder man hat sich gefragt, was die für Eltern haben, ob die das nicht zulassen. Ich bin natürlich auch innerlich immer gependelt zwischen Tübingen und München. Denn in München hatte ich natürlich auch prägende Jahre verbracht. Dort waren meine Eltern und das war auch meine Stadt. Und in den Münchner Semestern, da gab es Theater und Konzert, da hat man sich auf alle mögliche Weise billige Karten verschafft. Das war da ja auch ganz anders von der Atmosphäre her.

Im Vergleich war in Tübingen wirklich alles universitäts- und studienzentriert, und da war das ganze Bezugsfeld in irgendeiner Form studentisch, man hatte einen studentischen Wahrnehmungshorizont. In München dagegen hat man schon dadurch, dass die Eltern dort wohnten, noch andere Leute gekannt, und in München war einfach die langsam sich aus den Trümmern wieder erhebende Großstadt das vorherrschende Element. In München waren und sind die Studierenden doch auch gar nicht stadtbildprägend. Kommt hinzu, dass die späten Münchner Semester Semester waren, in denen es mir auch finanziell besser ging, in denen ich auch Geld verdient habe, z.B. indem ich Examensvorbereitung gemacht habe für dessen bedürftige Studenten. Aus welchem Grunde auch immer waren das übrigens nur Männer, ich habe nie eine Studentin gehabt; die brauchten das wohl nicht. Diesen Kandidaten habe ich Althochdeutsch und so was beigebracht. Und deswegen konnte ich das Kulturangebot ganz anders wahrnehmen. Zwar hat man auch in München fächerübergreifend studiert, aber doch wegen der weiten Wege einfach nicht so intensiv wie in Tübingen. Wir haben in einem Vorort gewohnt. Ich hatte eine ziemliche Fahrt nach Hause mit Straßenbahn oder Zug, da habe ich mir immer gut überlegt, ob ich einen Abend in München noch dranhänge, habe es natürlich immer wieder getan. In München habe ich keinerlei Verbindung zur Studentengemeinde gehabt, sondern da war ich eben dann in der elterlichen Pfarrgemeinde, Wohnge-
meinde und so.

Zur Zeit meines Staatsexamens habe ich gefunden, dass diese Massen, die da jetzt an der Uni sind, unerträglich werden. Als ich Tübingen als Massenuniversität empfunden habe, hatte es, glaube ich, 7000 Studenten. Für die Zahl kann ich mich jetzt nicht verbürgen. Ich habe in Zeiten studiert, in denen man in den eigenen Fächern doch relativ viele kannte. Und die Professoren, obwohl es damals auch viel weniger Professoren und Dozenten gegeben hat, die haben einen doch wahrgenommen. Wenigstens wussten die, also das ist ein Gesicht aus meinem Seminar, oder in meiner Vorlesung habe ich diese Gruppe, dieses Trio, das da immer beieinander sitzt, doch schon mal gesehen.

Ich habe mich nie wirklich darum gekümmert oder auch ernsthaft gelernt, mich darum zu kümmern, was ein vernünftiger Studienaufbau wäre, und was nötig wäre. So etwas wie einen Studienplan gab es sowieso nicht. Das war ja auch noch nicht nötig, dazu waren wir zu wenige. Man hat irgendwie erfahren, wie viele Scheine man haben muss bis zum Philosophicum, das man ja machen musste, und überhaupt,

damit man dann in die Oberseminare zugelassen wird. Das Philosophicum fungierte als eine Art Zwischenprüfung für Lehramtskandidaten. Das war so eine Prüfung in Philosophie und Pädagogik. Es wird immer wieder diskutiert, so etwas wieder einzuführen. Da drehte es sich schon darum, ob man eine gewisse philosophische Grundbildung hat, die dann doch für alle Fächer, auch für Naturwissenschaften, im Lehramt wichtig ist. Das war eine mündliche Prüfung, eine ziemlich lange, mit einem Prüfungsvorsitzenden von dem Amt, das heute Landeslehrerprüfungsamt heißt.

Dann ist man in den unteren Semestern zu den berühmten Leuten in die großen Vorlesungen gegangen. Und das weiß ich noch, da habe ich ab meinem ersten Semester bei Spranger eine Idealismus- Vorlesung gehört, die habe ich natürlich überhaupt nicht verstanden. Aber dass sich da was Wichtiges abspielt, das habe ich gemerkt. Deswegen bin ich treu hingegangen. Und so ganz allmählich hat man dann doch was begriffen und hat sich auch so etwas wie einen Orientierungsrahmen aufbauen können. Aber ich kann auch jetzt immer wieder nur Kopfschütteln erregen, wenn ich gestehe, dass ich einen Schein über ein Seminar bei Spranger über Unterrichtsmethoden gemacht habe, von dem ich nicht mehr weiß, ob Spranger es selber gehalten hat oder durch Assistenten hat halten lassen. Und das zeigt an, dass mir das gar keinen Eindruck gemacht hat, obwohl ich bestimmt hingegangen bin und auch eine Arbeit abgeliefert habe oder irgend etwas Vergleichbares, sonst hätte ich diesen Schein nicht bekommen. Damals gingen ja Anwesenheitslisten herum, und überhaupt, weil die Seminare ja nicht groß waren, wäre Fehlen sofort aufgefallen. Und die Lehramtskandidaten mussten damals auch noch ein Stilistikum - so hat es glaube ich geheißen - machen. Also zeigen, dass sie in einer Art deutscher Aufsatz, aber auf höherem Niveau, über ein Thema stilistisch angemessen schreiben konnten. Das habe ich damals bei einem jungen Mann mit Pudelmütze namens Walter Jens gemacht. Wenn ich erfahren habe, dass jemand interessant oder wichtig sein könnte, dann bin ich da hingegangen. Man hat in den Seminaren Leute kennen gelernt, mit denen man sich dann ausgetauscht hat, Studenten und Studentinnen, die einem auch Tipps gegeben haben oder mit denen man sich auf irgendetwas gemeinsam vorbereitet hat.

Natürlich hatte man zu kämpfen, das liegt aber in der Natur der Sache, mit den ganzen philologischen Grundlagen meiner Studien. Ich meine, das ist einfach ein hartes Brot, nicht nur in der Germanistik, sondern eben auch in Geschichte, sich die Grundlagen zu erarbeiten, die sprachlichen, dann die Fähigkeit, Urkunden zu

lesen, ganz unterschiedliche Schriften zu lesen. Mittellatein musste ich eine Zeit lang recht gut können. Man war nicht so orientierungslos wie heute viele Studierende, weil man einfach bei denen, die ein paar Semester vor einem waren, abgeschaut hat, was kommt und wie die es so machen. Aber man war doch immer wieder auch unsicher, bis man in Gesprächen manches geklärt hatte. Inhaltlich. Oder auch Anforderungen in bestimmten Seminaren. Oder es war völlig selbstverständlich, mindestens in den Fächern die ich studiert habe, nicht ein bestimmtes Thema zugeteilt zu bekommen. Die Oberseminare waren da so eine Brücke zur selbstständigen Themenwahl, man hat sich ein Thema gesucht und dann im Gespräch mit dem Professor herausbekommen, ob das geht, ob das tragfähig ist, ob das bearbeitbar ist.

Es war damals, das fällt mir jetzt rückblickend auf, für bessere Lehramtskandidaten, auch wenn sie kein Geld hatten und möglichst schnell in den Beruf mussten, trotzdem ziemlich selbstverständlich, dass man noch promoviert. Also dass man die Zulassungsarbeit zum Staatsexamen schon so anlegt, dass sie die Keimzelle für eine Dissertation bilden kann, und dass man dann, wie lange es auch dauern möge, bei mir hat es sehr sehr lange gedauert, weil ich voll in die Schule einsteigen musste, dass man das auch bis zur Promotion führt. Nicht mit dem Ziel einer Hochschullaufbahn, aber einfach so. Das gehörte sich ab einem bestimmten Niveau, wenn man nicht aus familiären Gründen darauf verzichtet hat, zum Beispiel weil man schnell geheiratet hat. Es haben etliche sehr Tüchtige nicht promoviert, aber die hatten eindeutig berufsbiographische oder familiäre Gründe, warum sie sich dagegen entschieden haben. Da hat man doch selbständig gesucht, was trägt. Man konnte dabei natürlich auch sehr reinfallen. Man konnte, wenn man wollte, mehr Gespräche haben mit dem Doktorvater als heute, aber man musste sich darum kümmern. Aber eigentlich wurde erwartet, dass man das nicht so braucht, sondern dass sich das eher in Seminaren abspielt, wo man einfach seine jeweiligen Fortschritte einbringt und dann ja merkt, was einem da passiert. Das war dann auch ziemlich erbarungslos.

9. Studium der Selbständigkeit

Unterstützung holte man sich bei den Mitstudierenden, die man gut gekannt hat. Die Zweifel haben bei mir nie die Form angenommen, ob ich weitermachen sollte. Man hat das an den Sachthemen abgearbeitet, die in den Seminaren gerade daran waren. Ob das wohl richtig ist, wenn man das jetzt so macht. Und dann gab es eine ganz wichtige sozusagen subkutane Studienberatung, die gar nicht angenehm war, weil sie mit ganz wenig psychologischem Feingefühl vonstatten ging, die aber in der Sache ungeheuer wichtig war. Es gab in der Unibibliothek Fachreferenten, denen man, weil die damals viel mehr Mädchen für alles sein mussten, beim Ausleihen oder im Katalogsaal begegnet ist. Die haben zum Teil auch Proseminare geleitet in ihren Fächern. Und in Geschichte zum Beispiel gab es einen, der hat einen gefragt, warum man dieses Buch jetzt wolle. Vor allem, wenn es eine Fernleihe war, oder wenn man eine etwas schwierigere Recherche hatte und ihn deswegen gefragt hat. Und der hat da eine sehr sachliche Begründung gewollt. Das war sehr wichtig. Das war eine indirekte Studienberatung, deren Wert ich erst nach vielen Jahren voll ermessen konnte. Der hat einen dann auch durch seine Fragerei auf manches gebracht.

Das Studium hat mich in jeder Hinsicht verselbständigt. Die Verselbständigung hat schon in der Schule angefangen, als ich dann später ganz allein noch bei der Tante in Tuttlingen leben musste, wo ich übrigens auch auf eine ziemlich abenteuerliche Weise eine zeitlang unerlaubt gelebt habe - ohne Zuzugsgenehmigung. Also das hat da schon angefangen. Aber im Studium war man wirklich auf sich selbst gestellt. Studenten, die im Hotel Mama gewohnt haben, hat es so gut wie nicht gegeben. Das hat für Alltagsdinge gegolten und das hat auch für die geistige Verselbständigung durch Auseinandersetzung mit Wissenschaft gegolten. Man hat sehr früh gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen und eben durch diese Nötigung Entscheidungen zu reflektieren und zu begründen, ganz gleich, ob das jetzt eine Argumentation in einer Seminararbeit war oder die Semester für Semester anstehende Wahl der Veranstaltung oder hinterher die Vorstellung, was das mal beruflich werden sollte oder wie man leben möchte. Das war ungeheuer prägend. Ich möchte gern wissen, ob das heute noch so prägend ist für Studierende.

Bewusst geworden ist mir das alles allerdings erst sehr viel später. Auch gar nicht zu Anfang meiner Berufstätigkeit, sondern erst so in mittlerem Lebensalter. Und

da dann auch erst, als ich angefangen habe, auch wissenschaftlich über Mädchenbildung, über Geschlechterverhältnisse und Pädagogik zu arbeiten. Da habe ich auch anhand meiner eigenen Biographie überhaupt erst angefangen, mir zu überlegen, was das für mich für eine Rolle gespielt hat. Und da ist es mir immer deutlicher geworden. Am Anfang haben wir ja nur diese Empfindung gehabt, dass das Studium ein Privileg ist. Aber in wie vielfältiger Weise uns diese Studienjahre verselbständigt haben, das ist mir erst sehr viel später aufgegangen.

Bestimmte Lehrveranstaltungen und Dozenten habe ich völlig vergessen und an manche erinnere ich mich nur, wenn zufällig ein Name fällt. Und andere haben uns schon durch die Art, wie sie als Menschen Wissenschaft verkörpert haben, geprägt. Also zum Beispiel so eine Gestalt wie der Althistoriker Vogt, der so geschliffen formuliert hat, der haargenau nach 45 Minuten mit einer prägnanten Sequenz schließen konnte. Oder mein späterer Doktorvater, Hugo Kuhn, der immer glänzend vorbereitet war, aber der die Vorlesung auch zur Klärung seiner eigenen Gedanken und Forschungsperspektive benützt hat und bei dem eine Vorlesung wirklich das war, was sie sein soll, nämlich dass sie einen herangeführt hat an die Stelle der Forschung, wo man in Büchern noch gar nichts lesen kann, wo er selber also noch tastend gefragt hat. Also ganz unterschiedliche Formen, etwas darzubieten, das ist mir dann auch erst in den Jahren danach aufgegangen.

Aber das Hauptinteresse galt den Formen der Wissenschaftsverarbeitung in solchen Veranstaltungen. Und das war für uns eine ungeheuer wichtige Sache, da ist man dann auch mal zu Leuten hingegangen, deren Spezialgebiet man gar nicht bearbeitet hat. Nur um das mal zu erleben. Mir sind dabei auch Dinge entgangen, offenbar weil ich mich dann relativ früh auf das Überschneidungsfeld von Altgermanistik, Geschichte und vor allem mittelalterlicher Historiographie spezialisiert habe. Drum ist mir, glaube ich, in der neueren Germanistik mancherlei entgangen, obwohl ich natürlich auch manches gehört habe und auch in den Seminaren war, auch mit großem Interesse da war. Ich bin zum Beispiel nie zu Beißner, der damals an seiner riesigen Hölderlinausgabe gearbeitet hat, in eine Lehrveranstaltung gegangen. Das war mir langweilig, allerdings hatte der nun wirklich auch seine Gruppe um sich, die diesem Themenkreis völlig verfallen war.

Ich habe dann auch in der Zeit, in der ich an meiner Dissertation gearbeitet habe, völlig unbefangen mit hoch bedeutenden Forschern im Ausland korrespondiert, Befunde, Literaturhinweise und vieles mehr ausgetauscht. Und das war ganz

selbstverständlich, also so wie es jetzt für einen Naturwissenschaftler selbstverständlich ist, dass er in Amerika in irgendeinem tollen Labor arbeitet und dass auch, wenn er wieder zurück ist, unaufhörlich Mails hin und hergehen. So ging damals eben die Post hin und her. Da war es ganz selbstverständlich, dass diese Leute auch mit aufstrebenden Doktoranden und Doktorandinnen korrespondiert haben.

10. Männer und Frauen an der Universität

Schon damals waren in der Philologie ziemlich viele Frauen, deswegen ist es mir wohl nie zum Problem geworden. Aber wir waren da relativ viele Lehramtsstudentinnen, wir waren sicher ein Drittel, würde ich vermuten. Wir haben aber auch zu den Studenten ein völlig entspanntes und problemloses Verhältnis gehabt. Da gab es natürlich die, die älter waren als wir und aus dem Krieg heimgekommen, und die zusehen mussten, möglichst schnell zu Ende zu kommen. Und es gab die etwa Gleichaltrigen, also diese Flakhelfer-Generation. Uns ist aber auch nie zum Problem geworden, dass es außer der Frau Gauger in der Anglistik keine Professorin gegeben hat, das ist uns gar nicht aufgefallen. Die muss ja eine nicht ganz unproblematische Frau gewesen sein. Ich habe sie, weil ich nicht Anglistik studiert habe, nie selber kennen gelernt. Sie hat sich aber persönlich sehr um die Studierenden gekümmert. Es hat Frauen gegeben, aber die waren Lektorinnen oder so was. Was das bedeutet, das ist einmal zum Thema geworden in München, da hat mein Doktorvater Hugo Kuhn, der Studentinnen genauso gefördert hat wie Studenten, plötzlich Sorge bekommen, ich könne an die Uni streben. Dann hat der einen unglaublichen Satz zu mir gesagt: „Knäblein, Sie wollen doch wohl nicht ein Leben lang einem Ordinarius helfen, seine Bücher zu schreiben. Gehen sie in die Schule, da sind sie selbständig.“ Mir wäre nicht im Traum eingefallen, an die Uni zu streben, weil ich wusste, das stehe ich gar nicht durch, diese lange Zeit ganz unbezahlter Stellen und diese Unsicherheit. Ich habe das ja auch miterlebt in München, wie Frauen in der Altgermanistik, aber auch in der Neugermanistik rausgemendelt wurden. Darunter war auch eine Assistentin beim Vorgänger meines Doktorvaters. Das schien mir damals auch normal. Es ist ja auch „normal“ geblieben. Ich habe damals keinen Anstoß daran genommen, sondern hab eher anders herum gedacht. Habe eher so gedacht, ja wie können die so töricht sein, über die Promotion hinaus

an der Uni bleiben zu wollen. Das ist doch viel zu langweilig. Ich habe nämlich gesehen, wie die unaufhörlich Kärnerarbeit geleistet haben.

Überhaupt hatte ich aus der Schule, was ein bisschen mit der Jugendbewegung zu tun hatte, aus der unsere Lehrer kamen, ein gesundes Misstrauen gegen die Universitäten. Also dass an der Universität nicht alles Gold ist, was glänzt, das hat man uns schon in der Oberstufe des Gymnasiums klar gemacht. Außerdem war diese Oberstufe, in der ich war, nicht die normale, die dann später wieder kam. Nichts gegen die normale, aber unsere hatte ein Niveau, das uns dann in der Tat manches an der Uni doch geistig relativ wenig anspruchsvoll vorgekommen ist. Auch von daher hatte ich immer andere Berufsfelder im Kopf und im Blick. Ich hatte dann, das muss ich so sagen, ich habe einfach immer das Glück gehabt, Leuten zu begegnen, die Interesse an mir hatten und mir deswegen immer interessante neue berufliche Aufgaben angeboten haben, obwohl diese Auffassung ja, wie es immer heißt, eine der perspektivischen Verzerrungen ist, die arrivierte Frauen bei ihren Rückblicken haben. Also von einer Stelle zur nächsten ging mir das so, auch mit interessanten Alternativen. Mir wurde zum Beispiel mal angeboten, beim Klett-Verlag die Redaktion für Geschichte zu übernehmen. Das habe ich dann nicht getan, weil anderes noch interessanter war. Und von daher sind mir viele Überlegungen erspart geblieben, die man heute keiner Frau ersparen sollte, überhaupt niemandem, der studiert, ersparen sollte, aber den Frauen am allerwenigsten. Die sollten sich schon überlegen, was wohin führt und wo Sackgassen lauern.

Aber ich habe mindestens unterbewusst die mögliche Sackgasse wahrgenommen. So wie es eine Gnade der späten Geburt gibt, gab es für Leute etwa meines Jahrgangs die Gnade, genau in den Aufbruch hinein mit aufbrechen zu können. Da waren die Laufbahnen noch nicht wieder so festgezurr, wie sie es ganz kurz danach wieder waren, und es war noch nicht wieder alles so normalisiert. Zum Beispiel dieser Satz „Meine Frau muss nicht arbeiten“, der hatte noch nicht die gefährliche Ambivalenz, die er heute hat. Kurz danach hat es wieder angefangen, dass dann für viele auch meiner Altersgruppe der Beruf der Lebensinhalt geworden ist und wir in der Tat nicht geheiratet haben. Man erinnert sich dann an die Worte „Du kannst studieren oder heiraten“. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass die Männer, die wir hätten heiraten können, zum guten Teil gar nicht aus dem Krieg wieder nach Hause gekommen waren. Und wir hatten auch ein Maß an Selbständigkeit gewonnen, uns sehr genau zu überlegen, wen wir heiraten können.

Und bei denen aus meinem Umfeld, die geheiratet haben, waren das Kollegenehen, wo die hergebrachte Arbeitsteilung doch in mancherlei Hinsicht durchbrochen oder doch gelockert war. Also die Freundinnen haben sich, was im Schuldienst ja ging, für ein paar Jahre beurlauben lassen, aber sie sind dann wieder eingestiegen. Das war für ihre Männer überhaupt kein Problem. Also insofern ist das wohl auch ein bisschen gruppenspezifisch, und es ist auch gruppenspezifisch, dass eben Männer in Schlüsselpositionen damals auch tüchtige junge Frauen wahrgenommen haben und Verwendung für sie hatten, zwar, wie man sieht, nicht gerade an der Uni, aber an anderer Stelle. Und im Schuldienst gab es auch noch sehr viele Schulleiterinnen, was ja auch damit zusammenhing, dass es noch sehr viele Mädchenschulen gab. Auch da gab es also Möglichkeiten.

Diese aufmerksamen Männer kamen erstens zum Teil aus der Jugendbewegung, wo ja die Geschlechterverhältnisse auch schon etwas verändert waren, und zweitens hat man, ehe alle Berufslaufbahnen wieder so fest gezurrt waren, einfach viel stärker unorthodoxe Lösungen gesucht und hat deswegen einfach die Leute, die halt gerade vor einem standen, angeguckt. Und da waren dann eben auch Frauen da. Also mindestens in meinem Umfeld. Ich kann ja von anderen beruflichen Feldern nichts aus eigener Erfahrung sagen.

Es hat einen sehr bedeutenden romanistischen Sprachforscher gegeben, Gamillscheg, der hat, vermutlich ganz ohne böse Absicht, mit Vorliebe Studentinnen anzügliche Vokabeln mit Mehrfachbedeutungen abgefragt. Wenn eine der Bedeutungen also nicht so ganz für Pfarrerstöchter war. So zum Beispiel beim französischen „la grue“, das ist sowohl der Kranich, als auch der Baukran, als auch das, was heute Bordsteinschwalbe heißt. Es gibt mehrere solche Wörter, die hat er gerne benutzt. Oder der Altgermanist Schneider hat für eine doch zu einem hohen Prozentsatz weibliche Zuhörerschaft genüsslich ausgebreitet, wie Siegfried die widerspenstige Brunhilde gebändigt hat. Also all solche Dinge, die gab es, die hat man aber gar nicht so aufgenommen wie heute, da würde jetzt doch heutzutage jeder aufjaulen und sich melden, „wie kommen Sie dazu“. Das ist mir erst viele Jahre später aufgegangen, dass es solche Vorfälle gegeben hat. Wir haben uns da aber auch amüsiert.